

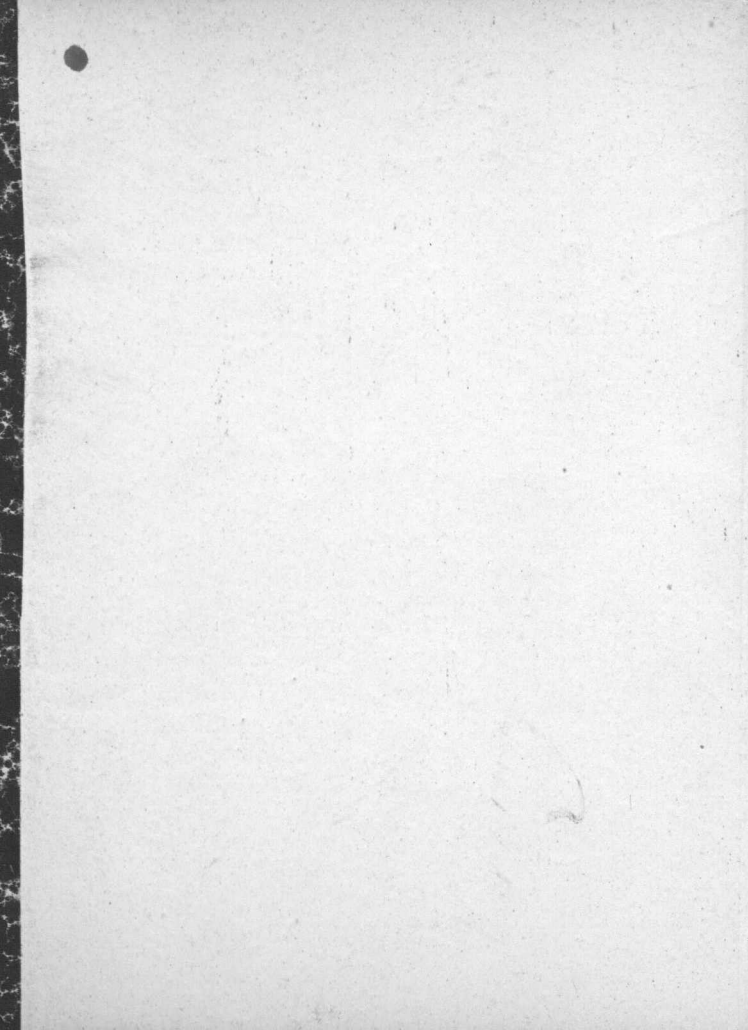
Universitäts-Bibliothek Wien

I

371 423

4

*Die junge Welt
Bd. 4.*



Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 4

Die Indianer

Von Hugo Schulz

Wie sind denn diese Indianer, über deren Grausamkeit, Barbarei, kriegerische Wildheit und Feindseligkeit gegenüber allem Europäischen uns so spannende und gruselige Geschichten erzählt werden, in Wirklichkeit beschaffen?

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.

Wien VI/1, Gumpendorferstraße 18.

Preis 20 S. = 20 Pf.



Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 4

Die Indianer

Von Hugo Schulz

Wie sind denn diese Indianer, über deren Grausamkeit, Barbarei, kriegerische Wildheit und Feindseligkeit gegenüber allem Europäischen uns so spannende und gruselige Geschichten erzählt werden, in Wirklichkeit beschaffen?

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.

Wien VI/1, Gumpendorferstraße 18.

I
371423

Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“, Wien V. — 8623/11.



Jugendträume.

Ihr habt wohl in eurer seligen Bubenzzeit alle recht fleißig Indianergeschichten gelesen. Leugnet es mir nicht ab, denn ich weiß das ganz genau. In der ganzen Welt lieben die Knaben solche Bücher, die ihnen über abenteuerliche Vorgänge berichten. Gefährliche Erlebnisse zur See und bei wilden Völkern sind es zumal, die ihre Einbildungskraft am meisten beschäftigen. Spekulative Schriftsteller haben nun vor etwa einem halben Jahrhundert herausgefunden, daß von allen derartigen Erzählungen, insbesondere bei der deutschen Jugend, bloß jene unbedingten Beifalls sicher sind, die von den Kämpfen nordamerikanischer Ansiedler mit den eingeborenen Indianerstämmen handeln. Neger, Zulukaffern, Malayen, Papuas oder Maoris wurden verächtlich beiseite geschoben, wenn von ferne der grelle Umschlag eines Büchels winkte, dessen Titel verheißungsvoll ins Land der Rothäute weist, an die Ufer der fünf kanadischen Seen, in die Riesenwälder von Kentucky und Tennessee oder in die Prärien, die sich jenseits des „Vaters der Ströme“ in endlose Weiten dehnen. Diese Vorliebe unserer Jungen hängt wohl damit zusammen, daß bis vor wenigen Jahren auch unsere Alten gerne in das glückverheißende Land jenseits der Atlantis hinüberschielten, freilich aus anderen Gründen. Während in der Phantasie der Eltern das Wort „Amerika“ die Vorstellung von lockenden Möglichkeiten freien Erwerbs und freier Arbeit weckte, malte sich in den Köpfen der Schulbuben diese jenseitige Welt als ein gelobtes Land der Ungebundenheit. Dort gibt

es, so dachten sie, keine Lehrer und keine Schulbänke, dort schweift man lustig durch Wald und Flur, überseht auf einem kleinen Kanoe kühn reißende Ströme, nährt sich vom Fleisch erlegter Tiere und erlebt dann obendrein von Zeit zu Zeit noch spannende Indianergeschichten, in denen es von Skalpen und Marterpfählen wimmelt, und die dann doch immer mit dem Siege des Blafzgesichtes und der mit ihm verbündeten edlen Rothhäute über die roten Bösewichter von den feindlichen Stämmen endigen. Mancher von euch älteren Jungen, der schon ein bißchen ins wirkliche Leben hineinguckt, schämt sich vielleicht heute, jemals derartiges Zeug verschlungen zu haben, dazu ist aber gar kein Anlaß. Ich mache euch das Geständnis, daß auch ich als Knabe — es ist schon sehr lange her — im Lesen von Indianerbücheln das meinige geleistet habe und möglicherweise sogar noch etwas darüber. Alle unsere Spiele waren damals von diesen Indianerbücheln beherrscht. Die ganze Wiener Schulbubenschaft gliederte sich nach Indianerstämmen. Ich selbst gehörte zu den Shawnees, führte den Namen „Rühnauge“ und war — was bei Gott heute nicht mehr der Fall ist — ein gefürchteter Kriegshauptling. Es trug mir auch richtig einmal einen Sittendreier ein, der mich in unliebsame Konflikte mit einem noch weit mehr gefürchteten Krieger brachte, nämlich mit meinem Vater. Was vermochte mein Tomahawk gegen dessen gebeiztes Rohrstaberk!... Unsere Jagdgründe befanden sich damals „im Lande des grünen Rohres“ am Heustadelwasser, das mit seinen schilfbewachsenen Ufern dem Ohio frappant ähnlich sah, und sie dehnten sich bis an die Donau, die uns natürlich als Mississippi galt. Jetzt hat die fortschreitende Zivilisation der Bleichgesichter die Praterwäldungen ausgerodet und Paläste an ihre Stelle gesetzt. Ich weiß es nicht genau, aber ich vermute, daß die heute noch in Wien existierenden Indianerstämme hinter den großen Strom in die Prärien von Floridsdorf und Kaisermühlen zurückgewichen sind, ganz so, wie es sich ja auch im wirklichen Nordamerika vollzogen hat.

Die Indianer der Wirklichkeit.

Wie dem auch sein mag, so weiß ich doch aus sicheren Quellen, daß die grell gefärbten Indianerbüchel auch heute noch ein allzu beliebtes Lesefutter unserer Jugend sind und daß die Zahl der Sudelschreiber, die auf diese Neigung spekulieren, um dabei ihr Geschäft zu machen, eher noch zugenommen hat. Ihre Methoden haben sich verfeinert und manche von ihnen, wie Karl May, verstehen es sogar, ihre albernen und verlogenen Geschichten so herzurichten, daß es dem oberflächlich Hinlesenden scheint, als dienten sie auch der wissenschaftlichen Belehrung. Es gibt ja auch unter den Schülern schon ältere und reifere Jungen, die sich gelegentlich einmal fragen: Welche Bewandnis hat es denn in Wirklichkeit mit diesen Dingen und wie sind denn diese Indianer, über deren Grausamkeit, Barbarei, kriegerische Wildheit und Feindseligkeit gegenüber allem Europäischen uns so spannende und gruselige Geschichten erzählt werden in Wirklichkeit beschaffen? Auch ich habe mir einst diese Frage vorgelegt und dann in ernsten, wissenschaftlichen Büchern Antwort gesucht. Da erfuhr ich denn bald, wie verlogen all das Zeug ist, das unserer Jugend erzählt wird, und nahm auch bald wahr, daß es sich verlohne, ihr einmal die Wahrheit über die Indianer zu berichten. Sie hören nämlich durchaus nicht auf, interessant zu sein, wenn man sie aus dem Nebel der Schauergeschichten treten läßt, es zeigt sich nur, daß sie nicht wilde Bestien sind, sondern Märtyrer einer Bestialität, die aus dem Boden der europäischen Zivilisation sprießt.

Rasse und Wohnsitz.

Die Indianer sind eine Menschenrasse von besonderem Typus, der sich bei allen Stämmen, von Alaska bis zur Südspitze Amerikas, ziemlich gleichartig ausprägt und von dem nur die kleinwüchsigen nordischen Eskimos mit ihrer gelb-

lichen Hautfarbe und ihren an die Mongolen erinnernden Schlißaugen einigermaßen abweichen. Man hat eine Zeitlang angenommen, daß die Eingeborenen des amerikanischen Kontinents bloß eine Abart der nordostasiatischen Mongolen und in grauer Vorzeit über die Behringsstraße aus Asien eingewandert seien. Nun ist es zwar sehr wahrscheinlich, daß zwischen den Völkern des äußersten Sibirien und des nordwestlichen Amerika seit jeher ein gewisser Verkehr und auch ein Austausch von Kulturgütern bestanden hat, dennoch sind die Indianer, wie die neueren Forscher annehmen, eine ganz selbständige, auf amerikanischem Boden erwachsene Menschenrasse. Nach ihren körperlichen Merkmalen steht sie sogar der kaukasischen Rasse näher als der mongolischen und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Besiedlung Amerikas durch Menschen in einer Epoche erfolgte, in welcher Europa und Afrika mit dem transatlantischen Kontinent noch zusammenhingen. Gerade in Amerika hat man ja menschliche Knochenreste in so tiefen Schichten gefunden, daß man daraus auf ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechtes schließen konnte, und jetzt nimmt man so ziemlich allgemein an, daß die Erdoberfläche im Zeitalter der frühesten Urmenschen noch ein völlig anderes Gesicht hatte. Ganz sicher ist, daß sich die Indianer durch ungezählte Jahrtausende fast ganz selbständig und ohne von außeramerikanischen Völkern beeinflusst zu werden, entwickeln konnten. Man nimmt heute an, daß der Ausstrahlungskern ihrer Verbreitung über ganz Amerika im Oregontale zu suchen ist. Zur Zeit des Kolumbus hatten die „Rothhäute“ schon längst den ganzen amerikanischen Kontinent besiedelt, bildeten aber bloß auf dem Plateau von Anuahuac, auf der Halbinsel Yucatan und in den Hochtälern der Anden eine dichtere Bevölkerung. Völker, die bloß primitiven Ackerbau treiben, und zu ihrer Ernährung in der Hauptsache auf die Jagd angewiesen sind, brauchen, um sich erhalten zu können, sehr weite Räume. Deshalb hatte der ungeheure amerikanische Kontinent zur Zeit seiner Ent-

deckung kaum mehr als 10 Millionen Einwohner und auch diesen war, wie die zahlreichen Fehden der Indianervölker beweisen, der Raum noch zu enge. Diese Tatsache drückt sich auch in den fortwährenden Wanderungen der Indianerstämme aus, die es bewirkten, daß Völker desselben Sprachstammes mitunter Tausende Meilen voneinander getrennt leben. Diese Weiträumigkeit aller ihrer Verhältnisse hat den Indianern ein merkwürdig großzügiges Wesen gegeben, das auch ihre Feinde an ihnen bewundert haben. Die Art, wie sie im Verkehr untereinander zu Wasser und zu Land, ohne Straßen, ohne andere Verkehrsmittel, als ihre kleinen Kanoes, die größten Entfernungen bewältigten, ist für uns Europäer, die wir ohne Eisenbahn kaum je über die Grenzen einer engen Provinz gelangen könnten, ganz wunderbar. Für die völlig selbständige Entwicklung der Indianer zeugt auch der Charakter ihrer Sprachen, die sich in ihrem grammatikalischen Aufbau von allen Sprachen des alten Kontinents wesentlich unterscheiden. Besonders merkwürdig an diesen Sprachen ist ihre leichte Veränderlichkeit. Wenn eine Indianerhorde auf ihren Wanderungen in ein Gebiet verschlagen wird, das von dem ihres Stammes einigermaßen entfernt ist, so spricht sie bereits in zwei Menschenaltern einen Dialekt, der für die entlegenen Stammesgenossen kaum mehr verständlich ist. Von einem Dorf zum anderen variieren die Dialekte oft dermaßen, daß sie wie verschiedene Sprachen erscheinen. Es gibt Indianervölker, die bloß noch aus einigen Duzend Seelen bestehen und doch noch eine ganz eigene, außer ihnen niemand verständliche Sprache haben. Die Folge davon ist, daß insbesondere bei den unser Interesse hauptsächlich in Betracht kommenden nordamerikanischen Indianervölkern die Sprache als Verkehrsmittel nur eine nebensächliche Rolle spielte. Man verständigte sich hauptsächlich durch Zeichen, überdies scheinen auch einzelne Idiome, wie das der Algonkinindianer, innerhalb sehr ausgedehnter Gebiete als Verkehrssprache gegolten zu haben. Wie wenig die Sprache für die Entwick-

lung gewisser indianischer Nationen bedeutete, und wie wenig sie der eigentliche Faktor der Trennung nationaler Stammesgruppen gewesen ist, dafür hat man bei südamerikanischen Indianern überaus lehrreiche Belege gefunden. Man entdeckte nämlich, daß bei einigen am Nordostgestade von Südamerika und auf den südlichen Antilleninseln siedelnden Indianerstämmen die Männer und die Frauen andere, und zwar von Grund aus verschiedene Idiome sprechen. Die Männer karibisch, die Frauen arewakisch. Die Erklärung dafür ist folgende: Jahrhunderte vor der kolumbischen Entdeckung waren der Nordosten Südamerikas am Unterlauf des Orinoko, an den Küsten von Venezuela und Guyana von arewakianischen Stämmen besetzt. Auch die Antilleninseln gehörten diesem weitverbreiteten Volke. Die Arewaken waren friedliche Menschen, die es zu einer ganz respektablen Kultur neolithenischen (spät-steinzeitlichen) Gepräges gebracht hatten. Das heißt: Sie bedienten sich wohl noch steinerner und knöcherner Werkzeuge, wußten diese aber sehr kunstvoll herzustellen und ihr Leben auf dieser Kulturbasis ziemlich reich auszugestalten. Sie bestellten das Feld zwar in der primitiven Weise des Hackbaues, aber sehr intensiv, sie waren fleißig und betriebsam, hatten auch ausgedehnte Handelsbeziehungen mit den in der Kultur noch weit vorgeschrittenen mittelamerikanischen Völkern, deren Segelschiffe den ganzen westlichen Golf von Mexiko belebten. Da erstand ihnen plötzlich in einer für uns nicht feststellbaren Epoche ein gefährlicher Feind in den ursprünglich am oberen Orinoko und im nördlichen Brasilien sesshaften Karibenstämmen, denen ihr Raum zu enge geworden war und die nach der Küste drängten. Die Kariben waren in den Künsten der Zivilisation ebenso weit vorgeschritten, wie die Arewaken, diesen aber an kriegerischer Kraft weit überlegen. Wohl auch an Anpassungsfähigkeit und Intelligenz. Denn, so wie sie die Meeresküste erreicht hatten, wurden sie mit dem bisher so fremden

Clement in einer geradezu bewunderungswürdigen Weise vertraut und entwickelten sich binnen kurzem zu außerordentlichen kühnen Seefahrern. Ihre Schiffe waren klein, aber kunstvoll gebaut, ihre Segeltechnik war ganz vortrefflich. Die seemänischen Leistungen dieses primitiven Indianervolkes sind umso erstaunlicher, als der südliche Teil des Golfes von Mexiko, den man auch das karibische Meer nennt, häufig von schrecklichen Stürmen heimgesucht wird. (Diese Seestürme hießen in der Sprache der mittelamerikanischen Nahuastämme „Hurrikane“ und daraus ist unser Wort „Orkan“ entstanden.) Die Kariben oder auch Kaniben, die sich in irgend einer uns unbekanntem Hungerepoche auch die abscheuliche Sitte des Menschenfressens zugelegt hatten (daher „Karibismus“ oder „Kannibalismus“), bedrängten die Arewaken zu Wasser und zu Land, nahmen ihnen eine Insel nach der anderen weg, und mordeten, wohin sie auch erobernd eindrangen, die männliche Bevölkerung aus, während sie die Frauen wegschleppten und in ihren Stammesverband aufnahmen. Es bildeten sich so da und dort ganz neue Stammesverbände, die aus karibischen Männern und arewakischen Frauen bestanden. Nun hat bei fast allen indianischen Völkern die Frau eine ganz eigenartige Stellung. Sie ist dem Mann nicht untertan, sondern in vieler Hinsicht übergeordnet. Sie hat Stimme im Rat des Stammes und in den Angelegenheiten der Familienverbände, aus denen die Indianerstämme bestehen, führt sie das große Wort. Alle Erb- und Rechtsfolge geschieht nicht wie bei uns nach dem Vater, sondern nach der Mutter, es herrscht nicht das Patriarchat, sondern das Matriarchat. Ich will gleich hier bemerken, daß dies aus einem besonderen Grund für uns sehr interessant ist. Vor allem deshalb, weil immer behauptet wird, daß die sogenannten Wilden ihre Frauen schlecht behandeln, sie zu Sklavinnen und sogar zu Lasttieren degradieren. Deshalb sagt man, hätten die zivilisierten Menschen das Recht, mit den Wilden kurzen Prozeß zu machen, und sie zu knechten, sei im Interesse der

Humanität und edleren Sitte gelegen. Geht man nun den Dingen auf den Grund, so zeigt sich, daß bei den meisten Wilden die Frauen mehr sind und besser respektiert werden als bei uns, wo der Mann alle politischen und wirtschaftlichen Rechte für sich in Anspruch nimmt. Es zeigt sich aber im Matriarchat der Wilden auch, wie weit es her ist mit der Behauptung, die man innerhalb unserer hochgepriesenen Zivilisation immer wieder hört, daß nämlich die Frau von Natur aus dazu bestimmt ist, sich dem Manne unterzuordnen und daß sie von ihm zwar Liebe, gute Behandlung, ja sogar Verehrung, aber ja nicht politische oder wirtschaftliche Rechte beanspruchen darf.

Bei den karibischen Eroberern, die sich mit arewaischen Frauen versehen hatten, führte der Respekt vor dem matriarchalischen Herkommen so weit, daß sie ihre Frauen sogar eine eigene Gemeinde bilden ließen, in der sich die arewaische Sprache forterbte. Dadurch wird nun freilich die Art, wie sie sonst mit ihren friedfertigen und wenig wehrhaften Gegnern umsprangen, nicht sympathischer. Trotz ihres Kannibalismus aber haben sie es noch lange nicht so getrieben wie die europäischen — in diesem Falle die spanischen — Kolonisten, die aus bloßer Raubgier, aus Hunger nach Gold, die Eingeborenen der Antillen in furchtbarster Weise mißhandelten. Den nordamerikanischen Bedrängern der Indianer handelte es sich wenigstens um den Boden und um seine Kultur. Die Spanier aber fahndeten überall, wo sie mit den Eingeborenen zusammenstießen, zunächst nach Gold und dann nach Arbeitsklaven. Gold aber besaßen die Antillenindianer sehr wenig und zur Sklaverei eigneten sie sich, weil sie rasch körperlich degenerierten, auch nicht. Da wurden sie nun von den christkatholischen Spaniern als überflüssige Kostgänger des lieben Gottes angesehen und mit Bluthunden gehezt. Rascher als die menschenfressenden Kariben es vermocht hätten, säuberten die frommen Christen die nördlichen Antillen von ihren arewaischen

Eingeborenen, um an ihrer Stelle Negerklaven anzufiedeln. Es war ein ganz müheloses Morden, um so müheloser, als den Spaniern die von ihnen aus Europa eingeschleppten abscheulichen Krankheiten einen Teil des Vernichtungswerkes abnahmen. Als sich die Träger der Zivilisation dann auch gegen die Kariben wandten, hatten sie es freilich nicht so leicht, denn dieses wehrhafte Volk sandte seine spanischen Angreifer wiederholt mit blutigen Köpfen heim. Die Kariben wurden sogar ein politischer Faktor in der Geschichte Amerikas und ihre Feindschaft gegen die Spanier kam auch den europäischen Feinden der spanischen Weltmonarchie, insbesondere den Engländern und Holländern, aber auch der im 17. Jahrhundert entstandenen Seeräuberpolitik der Bukanier sehr zustatten. Sogar der Name dieser schrecklichen Piraten englischer, französischer und deutscher Abkunft, die durch Jahrzehnte die spanischen Kolonien rund um den Golf von Mexiko brandschakten, stammt aus dem Karibischen. Von den Kariben hatten nämlich die Piraten das „Bukanieren“ gelernt — eine eigenartige Methode, das Fleisch, welches ihren Proviant bildete, zu dörren und zu konservieren.

Etwas von diesen wilden Vorgängen spielt in eine Geschichte hinein, die euch allen schon von der Schulbank her bekannt ist, nämlich in die Geschichte vom Robinson Crusoe, die der englische Dichter Defoe im Anfang des 18. Jahrhunderts geschrieben hat. Das Eiland, auf welches Robinson verschlagen wird, gehört zu den kleinen Antillen. Die wilden Menschenfresser, die in dem Roman vorkommen, sind Kariben, der Indianer „Freitag“, den Robinson rettet, ist ein Arawake.

Doch das nur nebenher. Ich will meine Darstellung auf eine ganz bestimmte Sorte von Indianern beschränken, nämlich auf die nordamerikanischen Wald- und Prärievölker. Diese allein sind es nämlich, welche das Material für die berüchtigten Indianergeschichten geben, aus denen unsere Knaben ihre Vorstellung über das Indianertum

schöpfen. Diese Völker bilden innerhalb der amerikanischen Rasse einen eigenen Kulturkreis, innerhalb dessen die Sitten, Gebräuche, religiösen Anschauungen ziemlich gleichartig sind. Es sind jene Stämme, deren charakteristische Eigentümlichkeiten nach der landläufigen Meinung darin bestehen, daß sie die erschlagenen Feinde skalpieren, an einen großen Geist und an ein ewiges Leben in paradiesischen Jagdgründen glauben, die Friedenspfeife oder das Kalumet rauchen und die nach ihrer blumigen Rede-weise auf dem Kriegspfad wandeln oder das Kriegsbeil — den Tomahawk — eingraben. Ueberdies glaubt man, daß ihre Zelte Wigwams heißen, obgleich sie in jeder anderen Sprache einen anderen Namen haben und obgleich einige von diesen Völkern, insbesondere die Irokesen, sehr stattliche hölzerne Häuser von rechteckiger Grundform bauten, ferner daß sie ihre „Squaws“ schlecht behandeln, obgleich das Gegenteil zutrifft, daß sie sich von ihren „Medizinmännern“ allerlei Schnickschnack vormachen lassen, obgleich es die christlichen Missionäre nicht besser treiben, daß sie sehr grausam, aber doch wieder zeitweilig sehr ritterlich sind, daß sie mit großer Begier das „Feuerwasser“ trinken, welches ihnen die weißen Händler verkaufen, und ähnliches. Man kennt ihre charakteristische Tracht, den Kopfsputz mit den Adlerfedern, die ledernen und befransten Beinkleider, die gestickten Schuhe oder Mokkasins, die mit seltsamen Mustern durchwirkten wollenen Decken, in die sie sich hüllen, kurz, man hat von ihnen ein zwar vielfach falsches, aber sehr bestimmtes Bild. Nur von diesen Indianervölkern soll hier die Rede sein, obgleich sie nicht die einzigen sind, die Nordamerika bewohnen, und nicht einmal die, welche am meisten würdig sind, in Europa näher bekannt zu werden. Es gibt in Nord- und Mittelamerika — von Südamerika sei hier ganz abgesehen — andere Indianervölker und andere indianische Kulturkreise, die eigentlich viel interessanter sind. Die Mayastämme auf der Halbinsel Yucatan und die Nahuastämme, zu denen die Azteken gehören, im Inneren

von Mexiko hatten, als die Spanier ins Land einbrachen, eine sehr merkwürdige und hohe Kultur, die in vielen Hinsichten der europäischen ebenbürtig war. Auch die sogenannten Puebloindianer, die in Neumexiko und Arizona festgebaute Städte bewohnen, sind trotz ihrer Sprachverwandtschaft mit den Soshonen und Navajoes, welche noch zu den Prärieindianern gehören, etwas ganz anderes als diese, ebenso wie die kulturell sehr tief stehenden sonorischen Völker in Kalifornien und ebenso wie jene Indianerstämme, welche entlang der Küste des Stillen Ozeans bis nach Alaska hinauf in festen Siedlungen hauptsächlich von Ackerbau, Fischerei und Handel leben. Zu diesen gehören die Völker des Oregontales, dann die Tlinkits und Haidahs mit ihrer sehr merkwürdigen Baukunst und Bildhauerei. Auch die Athabasken, die im Norden von Britisch-Kolumbien schweifen, gehören nicht mehr in den Kreis jener Wald- und Prärieindianer, die allein den Gegenstand unserer Betrachtung bilden sollen, und schon gar nicht die gelbhäutigen, schlihäugigen Eskimos an den Eismeerküsten, die man gewöhnlich gar nicht mehr zur indianischen Rasse zählt.

In den Zusammenhang unserer Betrachtung gehören nur jene Indianervölker, die einst das Gebiet der kanadischen Seen, das Hinterland der atlantischen Küste und das ganze Stromgebiet des Mississippi bevölkerten. Heute sind weitaus die meisten dieser nordamerikanischen Indianerstämme in Reservationen zurückgedrängt, die sich westlich des Mississippi im größtenteils waldlosen Präriegelände befinden. Ostlich vom Mississippi haben sich nur Ueberreste von ihnen behauptet, aber solche gibt es auf kleinen Reservationen in den meisten östlichen Staaten, selbst im Staate Newyork. In Kanada, nördlich vom San Lorenzo-Strome, siedeln die Indianer, wenn auch sehr zusammengedrängt, noch in ihren ursprünglichen Territorien. Im 18. und noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die nordamerikanischen Indianervölker noch ziemlich gleich-

mäßig über das ganze Gebiet der heutigen Union und des britischen Kanada verteilt und bildeten große Völkerkomplexe, die man nach Sprachgruppen unterscheiden kann. Die weitaus größte Gruppe bildeten da die miteinander sprachlich sehr nahe verwandten Algonkinvölker. Sie hatten, ehe sich die Irokesen wie ein Keil zwischen sie schoben, den ganzen Osten der heutigen Vereinigten Staaten nördlich des Ohioflusses inne, dazu noch das Land um die kanadischen Seen, das östliche und mittlere Kanada und die unwirtlichen Landstriche südlich der Hudsonsbai. Als sich dann die Irokesenvölker in ihrer Mitte ansiedelten, bildeten sie um diese einen förmlichen Kranz von sprachverwandten Stämmen. Im Norden und im mittleren Kanada saßen die Crees und Ottawas, im östlichen Kanada die Algonkins und Micmacs, südlich von den Irokesen am Atlantischen Ozean, im Alleghanygebirge, in den Flußtäälern des Ohio, Wabash, Tennessee und am Michigan bis an das Mississippiufer saßen der Reihe nach von Osten nach Westen die Massachusets, Susquehannoks, Delawaren oder Lenape, die Mohikans, die Shawnees, die Miamis, Pottawatomies und Odschibwäs. Alle diese Völker hatten trotz ihrer Sprachverwandtschaft keinen politischen Zusammenhang, waren selbst in sich nicht genügend gefestigt und brachten es zu keinen umfassenden Stammesorganisationen. Dagegen waren sie nebst ihren Todseindern, den Irokesen, die typischen Träger des spezifischen Geistes und der spezifischen Kultur des nordamerikanischen Indianertumes, so wie es sich uns in den Kämpfen mit den Hinterwäldlern britischen Stammes darstellt. Was an den indianischen Sitten und Gebräuchen uns interessiert und eigenartig vorkommt, unsere herkömmliche Vorstellung von indianischen Trachten, von indianischer Kunst, das ist hauptsächlich von Algonkin- und Irokesenstämmen abgeleitet, die einst den ungeheuren Urwald zwischen Mississippi und Atlantischen Ozean bevölkerten. Vieles davon, darunter auch der schreckliche Brauch des Skalpierens, ist von den Algonkins auf

die westlich des Mississippi schweifenden Präriestämme übergegangen, die aber trotzdem in mancher Hinsicht ein anderes Gepräge haben. Aus der Sprache der Algonkins haben wir den Namen des indianischen Gottes — des großen Geistes „Gische Manitu“, dessen Verehrung vielleicht auf den Einfluß christlicher Missionäre zurückgeht, algonkinisch ist das Wort „Mississippi“, was „Vater der Ströme“ bezeichnet, algonkinisch die bei unseren Ethnologen gebräuchliche Bezeichnung für die Geschlechterwappen — das „Totem“.

Irokesen und Tscherokeesen.

Die Algonkinstämme dürften sich durch Jahrhunderte des unbestrittenen Besitzes aller Jagdgründe zwischen Labrador und dem Ohio, zwischen dem Ozean und dem Mississippi, erfreut haben, als ihnen — jedenfalls noch vor der Entdeckung Amerikas — in den Völkern des irokesischen oder hodenosaunischen Stammes gewaltige Bedränger entstanden, die sich mitten zwischen ihre Siedlungen schoben und sich mit heftigen Ellbogenstößen nach rechts und nach links den ganzen Raum um die östlichen kanadischen Seen freimachten. Bis in den heutigen Staat Newyork dehnten sich ihre Ansiedlungen, während die Algonkinstämme durch das Adiron-Dak-Gebirge am Oberlaufe des Hudson zurückweichen mußten. In der Lebensweise und Kultur standen diese fremden Eroberer den verdrängten Völkern sehr nahe, wengleich sie von ihnen noch manches zu lernen hatten. Dagegen waren sie ihnen an politischer Begabung und an kriegerischer Kraft überlegen. Das gilt freilich nicht von allen hodenosaunischen Stämmen, sondern nur von denen, die sich zum berühmten Völkerbund der Irokesen zusammenschlossen, der den Höhepunkt des geschichtlichen Lebens der Indianer bilden sollte. Andere Hodenosaunierstämme, wie die Huronen oder Wyandots und das kleine Völkchen der Narragansetts, waren mehr friedlich geartet und vereinigten sich mit den Algonkins in friedlicher Ge-

sinnung gegen die gefürchteten Irokesen. Ein hodenosaunischer Volksplitter geriet während der Wanderungen ganz nach dem Süden bis jenseits des Ohio, in den heutigen Staat Kentucky. Er verlor dort alle Beziehungen zum Hauptstamm, bildete seine Sprache dermaßen um, daß ihre Verwandtschaft mit den hodenosaunischen Indianern nur schwer noch zu erkennen ist, und erwuchs zum selbständigen Volke der Tscherokees, das alle benachbarten Stämme nicht nur an Kopfszahl, sondern auch an Zivilisation übertraf. Wie ihre Stammverwandten im Norden, so nahmen die Tscherokees im Süden eine merkwürdige Sonderstellung ein, die aber nicht wie bei jenen auf kriegerische Kraft, sondern ganz im Gegenteil auf dem Abscheu vor der Barbarei des Blutvergießens gegründet war. Wenn irgend etwas, so beweist diese Tatsache, wie verlogen es war, wenn die meisten Ansiedler ihre eigenen Greuelthaten als eine Art Vertilgung wilder Tiere beschönigten und immer behaupteten, daß die Indianer von Natur aus ein bösesartiges, von den grausamsten Instinkten beherrschtes Geschlecht seien, das man nicht zivilisieren, sondern nur ausrotten könne. Man denke nur: Von zwei Völkern ein und derselben Herkunft übertrifft das eine alle anderen Indianervölker an kriegerischer Wildheit, das andere aber übertrifft alle anderen Indianervölker an friedlicher Gesinnung. Dieser Gegensatz bekundet eindringlich, daß alles das, was man den Indianern mit Recht vorwerfen konnte, nicht aus eingeborenen Eigenschaften ihrer Rasse entspringt, sondern aus der Nötigung, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse den Individuen und den Völkern auferlegen.

Die Irokesen konnten sich inmitten fremder und feindlicher Stämme nicht anders behaupten und nicht anders ihre auf den Besitz ausgedehnter Jagdgebiete gegründete Existenz sichern, als indem sie nach allen Seiten um sich herumschlugen und sich bei allen Nachbarn gefürchtet machen. Die Tscherokees aber hatten das Glück, in unbesiedelte Gegenden zu gelangen, deren Besitz ihnen nie-

mand bestritt, um sich dort in aller Ruhe zu entwickeln. Die Folge davon war, daß sie es zu einer sehr respektablen Zivilisation brachten, feste und stattliche Häuser zimmer-ten, allmählich die Jagd zugunsten eines ziemlich intensiven Anbaues von Mais, Kürbis, Bohnen, Tabak, Wassermelonen, Sonnenblumen (deren Samen man röstete und zu Mehl zerrieb) und Kartoffeln vernachlässigen konnten. Den Tscherokeesen schreibt man jetzt auch wenigstens zum Teil die Errichtung jener bis heute noch nicht ihrem Zwecke nach gänzlich begriffenen symmetrischen Erdbauten zu, die man „Mounds“ nennt. Von allen Vorkürfen, die man gegen die Indianer wegen der in ihren zahlreichen Existenzkämpfen vorgekommenen Barbareien erheben kann, trifft kein einziger das Volk der Tscherokeesen, welches den europäischen Ansiedlern kaum jemals Ungelegenheiten oder ernstliche Schwierigkeiten bereitete. Der einzige Krieg, der gegen sie von der Regierung im Interesse der Ansiedler von Kentucky geführt werden mußte, verlief fast unblutig, und es gelang ohne besondere Schwierigkeiten, diese friedsamsten aller Indianer zwischen Ozean und Mississippi zu überwältigen. Dennoch hat gerade dieses Volk, dessen Sittlichkeits- und Humanitätsbegriffe den christlichen ganz ebenbürtig waren, von den europäischen Ansiedlern die bittersten Leiden erdulden müssen, und ist desto ärger mißhandelt worden, je weniger es durch barbarische Gewohnheiten der europäischen Barbarei den Vorwand gab, ihre Grausamkeiten und Rücksichtslosigkeiten als Akte der Notwehr auszugeben. Als etwa um das Jahr 1838 sich das Gerücht verbreitete, daß es am Abhange des westlichen Alleghanis goldhaltiges Erdreich gäbe, strömten die Menschen zu Tausenden in die Wohnsitze der Tscherokeesen und nahmen ihnen kurzerhand ihr Land weg. Dies, obgleich sie 1820 insgesamt zum Christentum übergegangen, vollständig die europäische Zivilisation angenommen und sich sogar ein Regierungssystem nach dem Vorbilde der Union geschaffen hatten. Erbarmungslos wurden die Tscherokeesen vertrieben

und siedelten sich schließlich nach einer zweijährigen Wanderung voll schrecklicher Entbehrungen jenseits des Mississippi im sogenannten Indianerterritorium an, wo sie noch heute unter vollständig zivilisierten Verhältnissen als Farmer leben.

Die Golf- und die Prärieindianer.

Südlich von den algonkinischen und hodenosaunischen Völkern, in den Golfstaaten der Union (Alabama, Florida, Mississippimündung), ferner in Georgia und Karolina saßen die eine besondere Gruppe bildenden Muskogee-Stämme, deren Sprachen weit auseinandergehen, aber doch als verwandt angesehen werden. Die bekanntesten von diesen Völkern sind die Choctaw-, Chickasaw-, Natchez-, Creek- und Seminolenindianer. Sie haben alle im 19. Jahrhundert über den Mississippi zurückweichen müssen und es leben nur mehr kümmerliche Ueberreste von ihnen in den Reservationen. Obgleich in vieler Hinsicht von den Algonkins und Irokesen verschieden und mehr als diese Jäger-völker dem Ackerbau und festen Hausbau zugeneigt, sind sie doch noch Angehörige desselben Kulturkreises. Das gilt ebenso von den westlich des Mississippi in den ausgedehnten Prärieebenen herumschweifenden Indianerstämmen, die sich trotz grundverschiedener Lebensweise in Sitten, Gebräuchen und in ihrem Kulturbesitz nur wenig von den sogenannten Waldindianern der östlichen Union unterscheiden. Insbesondere sind die bekannten Kriegssitten und Kriegssymbole aller dieser Völker nahezu die gleichen und auch ihre Trachten, die früher aus Leder; dann unter europäischem Einfluß hauptsächlich aus gewebtem Material gearbeitet waren, sind ähnlich. Alle hatten den bekannten Kopfschuß mit den Adlerfedern, die ledernen Beinfutterale oder Leggings, die gestickten Weichlederschuhe oder Mokkassins, die gemusterten Decken, die unter dem Namen „Wampun“ bekannten Gürtel oder Halsbänder aus Muschelperlen, als Waffen den Tomahawk und das Skalp-

messer, als symbolisches Friedensinstrument merkwürdig geformte Tabakspfeifen, deren Erfinder übrigens die nordamerikanischen Indianer sind. Bei allen war auch der schreckliche Gebrauch des Skalpierens der erschlagenen Feinde heimisch, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er bei den Völkern westlich des Mississippi von den — Europäern eingeführt worden ist. Wie ja auch die eisernen Gerätschaften und Waffen, also auch Tomahawk und Skalpmesser oder Bowiemesser europäischen Ursprungs sind. Vor der Einwanderung der Europäer verstanden nämlich die nordamerikanischen Indianer — wenigstens die Algonkins — nur ein einziges Metall, das Kupfer, und auch dieses nur zu Schmuckgegenständen zu verarbeiten.

Indianerleben.

Dennoch war ihr Leben nicht arm und eintönig, sondern fast ebenso reich ausgestaltet, wie etwa das Leben der alten Kelten und Germanen. Insbesondere gab die Notwendigkeit auf ausgedehnten Jagd- oder Beutezügen oder Wanderungen der geistigen Entwicklung viele Antriebe, vermittelte Sprachkenntnis und Fähigkeit, sich an fremde geographische Verhältnisse anzupassen, lenkte überhaupt den Blick ins Weite. Die Intelligenz, die edle Gelassenheit des Betragens, der ausgebildete Sinn für höhere und sogar ideale Lebensweise, insbesondere aber die Beredsamkeit der nordamerikanischen Indianer, hat die meisten Ansiedler von jeher in Erstaunen versetzt und zeitweilig auch mit Respekt erfüllt. Das zeigt sich am besten in der Vorliebe der amerikanischen Dichter für das Indianertum. Das größte Epos der englisch-amerikanischen Literatur, gewissermaßen das Nibelungenlied der Yankee, ist Longfellow's „Hiawatha“, ein Heldengedicht, das die Ursprungsgeschichte des irokesischen Bundes behandelt. Die imponierenden Eigenschaften der Indianer traten allerdings bei den östlichen Stämmen, die zwischen Mississippi und Atlantis hausten, deutlicher hervor als bei den westlichen. Sie

waren einerseits gefitteter, seßhafter und besser mit dem Ackerbau vertraut, andererseits aber spielte sich ihr Jagd- und Kriegsleben inmitten grandioser Naturszenarien ab, in ungeheuren, schier undurchdringlichen Wäldern, an den Ufern großer Seen und auf den Stromschnellen gewaltiger, wasserreicher Flüsse. Die Prärieindianer mußten ein anderes Leben führen, das gewiß sehr elend war, ehe ihnen die Europäer von Mexiko her das Pferd ins Land brachten und ihnen die Möglichkeit schufen, als Reiternomaden ihre weiten, offenen Ebenen, die einst ungezählte Millionen von Bisons bevölkerten, zu durchstreifen. Solange sie den Bison jagen konnten, befanden sich indes auch diese Indianerstämme verhältnismäßig unter glücklichen Umständen, erst die Vertilgung dieser mächtigen Tiere durch die Europäer, die planlos alles niederknallten, was ihnen unter die Büchse kam, hat die Siour zu den berüchtigten Räubern gemacht, als welche sie bis in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts den Kolonisten zwischen Mississippi und Missouri so lästig waren. Diese Siour oder Dakotahs sind von allen Indianervölkern zwischen Mississippi und den Felsengebirgen das größte. Sie bilden den Kern einer eigenen Sprachgruppe, zu der auch noch die Osages, die Winnebagoes, Omahas, Kansas, Assinibois und Mandans gehören. Neben ihnen gab es auch noch einige Algonkinstämme, die zum Prärieleben übergegangen waren, wie die Blackfet in Montana und im westlichen Kanada, die Arapaahoes und Chejennes am Platte River. Außerdem Völker mit ganz eigener Sprache, wie die Pawnees und Kiowas. Zum Teil schon im Felsengebirge und dort den Uebergang zu dem völlig anders gearteten Kulturkreis der mexikanischen und der Puebloindianer bildend, leben die Schoschonenvölker, zu denen auch die dem Mormonenstaat benachbarten Utahs und weit im Südosten (Texas) die kriegerischen und als kühne Reiter bekannten Stomantschen gehören. Eine Sonderstellung in diesem Gebiete nahmen sprachlich die wahrscheinlich aus

dem hohen Norden hierher versprengten Apachen ein, ein Volk, das sich durch verwegene Räubereien berühmt gemacht und sich in blutigen Kämpfen, insbesondere gegen die mexikanische Regierung, lange unabhängig zu behaupten wußte.

Ihr Gemeinwesen.

Alle diese nordamerikanischen Indianervölker, die einst das Wald- und Wiesenland vom Atlantischen Ozean bis zu den Felsengebirgen von Kanada und bis an die Mississippimündung als ihr Eigentum betrachteten, haben oder hatten vielmehr in der Hauptsache die gleiche Art von Gesittung, die gleichen Charakterzüge, vor allem aber die gleiche für die Europäer überaus fremdartige soziale Organisation. Verwandte Formen dieser sozialen Organisation fand man übrigens auch bei den Indianervölkern des mittelamerikanischen und südamerikanischen Kulturkreises, ferner bei den sonst ganz anders gearteten nordwestlichen Indianern des Slinkit- und Haidahstammes, und man findet sie auch bei vielen außeramerikanischen Völkern, die noch in einfachen Verhältnissen leben. Gewisse Nachrichten aus dem Altertum deuten darauf hin, daß nicht nur unsere germanischen Vorfahren, sondern auch die ältesten Griechen und Römer sozial ganz ähnlich organisiert waren, wie es die Indianer noch heute sind. Hauptsächlich wegen dieser sozialen Organisation haben in der jüngsten Zeit die Indianer für die Gelehrten, die sich mit den Urzuständen der Menschheit befassen, ganz außerordentliches Interesse gewonnen, und während früher die amerikanischen Ansiedler die Vernichtung und Ausrottung des Indianertums mit der Behauptung beschönigten, daß der rote Mann nicht zivilisationsfähig sei, bedauert die Wissenschaft heute, daß der rote Mann sich so vollständig europäisiert. Es ist schwer in knappen Zügen ein Bild der Verfassung eines indianischen Gemeinwesens zu geben und es würde uns das auf ein Gebiet führen, das außerhalb des Rahmens dieser Darstellung liegt. Bemerken will ich nur, daß die Erkenntnis der ursprünglichen

Zustände bei den Indianern manche Illusionen der Leute zerstört, die immer behaupten, daß die Gütergemeinschaft der menschlichen Natur widerspricht und daß es ohne Privateigentum keine menschliche Gesellschaft geben könne. Auch jene Leute, die glauben, daß die Frauen von jeher rechtlose Personen im Staate und Untergebene der Männer gewesen seien und daß die Natur dies so vorherbestimmt habe, werden durch die Indianer gründlich widerlegt. Es ist eine landläufige Meinung, daß die Rothhäute ihre „Squaws“ schlecht behandeln und ihnen kaum eine andere Stellung einräumen als die eines Last- und Arbeitstieres. In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall. Wohl fällt den Frauen, während die Männer dem Wilde nachspüren, fast alle schwere Arbeit zu, dafür aber sind sie die eigentlichen Lenkerinnen der Geschicke des Mannes und die Männer betrachten sich geradezu als ihre Untergebenen. Die Verfassung, in der die Indianerstämme lebten, nennt man eine Gentil oder Geschlechterverfassung. Der Stamm zerfällt in mehrere Geschlechtsgruppen oder Großfamilien oder Sippen, in denen sich die Erb- und Rechtsnachfolge nach den Müttern regelt. Alle Rechtsverhältnisse dieser Sippen haben nicht, wie bei uns, patriarchalischen (vaterrechtlichen), sondern matriarchalischen (mutterrechtlichen) Charakter. Die Frau heiratet nicht in die Familie des Mannes hinein, sondern umgekehrt, der Mann in die Familie der Frau. Jede Gens oder Großsippe hatte innerhalb ihres Gebietes gemeinsames Eigentum an Grund, Boden und Jagdbeute. Das Land wurde zum Beispiel bei den Irokesen und Huronen alle zwei Jahre von den Frauen unter die Haushaltungsvorsteher verteilt. Das eigentliche Oberhaupt einer solchen Großsippe war die älteste Frau, deren rechtlichen Verfügungen sich alle Männer unweigerlich beugen mußten. Alle Frauen hatten im Rate ebenso wie die Männer Sitz und Stimme, ihr Wort hatte mindestens großes Gewicht. Wuchs eine Großsippe über ihren ursprünglichen Rahmen hinaus, so lösten sich einige Fa-

milien davon ab und bildeten eine neue Sippe. Die enger verwandten Sippschaften blieben miteinander in Verbindung und bildeten gewissermaßen eine Bruderschaft (Phratria). Um alle Sippen, in denen noch ein Zusammengehörigkeitsgefühl lebendig war, schlang sich das Band einer Stammensorganisation und mitunter vereinigten sich sogar mehrere Stämme einer indianischen Nation zu einer enggeschlossenen politischen Gesamtkörperschaft, deren unantastbare Grundlage aber immer die Sippschaft mit allen ihren Einrichtungen blieb. Jede Sippschaft hatte ihr eigenes Wappentier, das sogenannte Totem. Bei den irokesischen Senekas gab es zum Beispiel acht Großsippen, die in zwei Phratrien zerfielen: 1. Bär, Wolf, Biber, Schildkröte. 2. Hirsch, Schnepfe, Reiher und Falke. Ähnlich war es bei den Huronen und bei den meisten Algonkinstämmen. Die Vorsteher der Sippschaftsverbände eines Stammes wählten miteinander als Friedenshäuptling (bei den Irokesen *Sachem*) zumeist den Ältesten aus ihrem Kreise. Bei manchen Stämmen wurden dann von der Gesamtheit der ratsfähigen älteren Männer Kriegshäuptlinge und aus diesen wieder ein Oberhäuptling für den Krieg gewählt. Ein Königtum konnte sich aus der sehr beschränkten, durch Sitte, Tradition und vor allem durch demokratische Wahlfreiheit gebundenen Macht dieser Häuptlinge nie entwickeln, dagegen haben es einige Indianervölker zu großen demokratischen Stammesverbänden mit sehr festgefügter Struktur gebracht, die schon bedeutende politische Schöpfungen darstellen.

Stammesverbände.

Bei uns haben im Altertum und Mittelalter selbst viel zivilisiertere Nationen nur dann so umfangreiche politische Verbände zu schaffen vermocht, wenn sie sich einer starken, monarchischen Gewalt unterwarfen. Von allen indianischen Völkerbunden hat keiner in der Geschichte Amerikas eine so wichtige Rolle gespielt, wie jener der be-

reits mehrfach genannten Irokesen. Bei ihnen war die Gentilverfassung am reinsten ausgeprägt und bei ihnen war auch das höchste Maß von Verständnis für alle politischen Möglichkeiten, die sich aus der Geschlechterverfassung ergaben. Auch andere Indianervölker haben es zu ganz respektablen Stammesbündnissen gebracht (die sechs Stämme der Creek, die „sieben Ratsfeuer“ der Dakotah), aber keine dieser Konföderationen hat nur annähernd die Bedeutung besessen, wie der „Bund der fünf irokesischen Nationen“. An diesem Bunde läßt sich erkennen, daß die Irokesen oder Hodensaunier nicht bloß das stärkste, kriegstüchtigste und mildeste Indianervolk Nordamerikas waren, sondern auch das intelligenteste und geistig am meisten vorgeschrittene. Der Irokesenbund dürfte um das Jahr 1570 gegründet worden sein, und zwar vom Häuptling Hiawatha oder Heiowentha, dessen Persönlichkeit später ein Gegenstand der Heroenverehrung wurde. Jedenfalls ist er ein großer und bedeutender Mann gewesen und ein schöpferischer Geist — gewissermaßen ein indianischer Perikles. Der Irokesenbund umfaßte zunächst die fünf Stämme der Onondaga, Cajuga, Seneka, Mahawt und Oneida. Im Jahre 1722 wurden die Tuscarora als sechstes Glied im Bunde aufgenommen, obgleich sie durch mehrere Jahrhunderte weit entfernt vom Hauptstamme im fernen südlichen Karolina gelebt hatten. Von dort vertrieben, kehrten sie an den Lorenzostrom zurück, und waren sich ihrer Zugehörigkeit zum Irokesenvolke noch so lebhaft bewußt, daß sie sich ohneweiters der Konföderation angliedern konnten. Der Irokesenbund besaß eine aus festgebauten Blockhäusern bestehende Hauptstadt — *Hochelaga* — in welcher sich auch das „lange Haus“ befand, ein hölzernes Parlamentsgebäude, in dem die Sachems und die Delegierten der Sippen jährlich auf längere Zeit zusammenkamen, um über Krieg und Frieden zu beraten. Vom Frieden war besonders viel die Rede, denn die Irokesen waren in der Theorie wahre Friedensapostel. Sie bildeten sich ein,

daß ihr wildes Kriegsleben nur den Zweck habe, dem Völkerfrieden eine Gasse zu bahnen. Jedes Volk solle seine eigenen Jagdgründe haben und dem anderen Raum gönnen, dann werde es kein Blutvergießen mehr geben. In Wirklichkeit war nun die Sache so, daß die Irokesen ein bißchen viel Raum für sich in Anspruch nahmen.

Die kriegerische Ueberlegenheit der Irokesen gegenüber den anderen Indianern war allerdings nicht nur in ihrer strafferen Organisation begründet, sondern auch in ihrer schärferen Intelligenz und größeren physischen Kraft. Die Irokesen waren zumeist Hünengestalten. Die Algonkins aber mehr von mittlerer Größe und auch weniger muskulös. Ueberdies hatten die Irokesen schon seit 1643 durch Vermittlung der Holländer neben dem Bogen auch das Feuerwwehr. Den Irokesen wird die „Erfindung“ der barbarischen Kriegssitte des Skalpierens zugeschrieben. Auch das Martern der Kriegsgefangenen war bei ihnen im Schwung, jedoch scheinen diese Greuel nicht sowohl in bestialischen Trieben als in religiösem Aberglauben ihren Ursprung gehabt zu haben. Dafür spricht die Tatsache, daß die Kriegsgefangenen erst zur Aufnahme in den Stamm vorgeschlagen wurden und daß diese vom Marterpfahl befreite. Es sind auf solche Weise viele geraubte Kinder der Weißen von Indianern adoptiert worden und dann trotz ihrer Hautfarbe zeitlebens Indianer geblieben.

Die Europäer.

Wie wenig den nordamerikanischen Indianern an all den späteren Greueln der Indianerkämpfe die Schuld zu geben ist, beweist die auffällige Tatsache, daß sie anfänglich den Invasionsversuchen und Entdeckungsexpeditionen der Europäer nur geringen oder gar keinen Widerstand entgegensetzten, ja sogar gerne mit den seltsamen Ankömmlingen Freundschaft schlossen. Nur den Spaniern, die vom Süden her, nachdem sie Florida und Alabama entdeckt hatten, in das Nordland einzudringen suchten, machten

es die Indianer schwer, wobei sie aber vollkommen recht hatten. Den spanischen Konquistadoren ging ein übler Ruf voraus, es blieb nicht verborgen, daß es sich diesen weißhäutigen christlichen Räubern lediglich um die Erbeutung von Sklaven und Gold handle. Weder das eine noch das andere war bei den nordamerikanischen Indianern zu holen und so blieb der berühmte Zug des Fernando de Soto, der 1528 mit 1000 Spießgesellen in Florida landete, um ein fabelhaftes Goldland zu suchen, nur insofern ergebnisreich, als er den Europäern die geographische Kenntnis des südlichen Nordamerika und insbesondere des Mündungsgebietes des Mississippi erschloß. Weit besser als den Spaniern, die schließlich doch auch auf Florida festen Fuß faßten und später noch das Gebiet von Texas dem Komplex ihrer von Mexiko aus beherrschten nordamerikanischen Besitzungen einverleibten (der ganze gebirgige Westen der heutigen Union war bis ins 18. Jahrhundert spanisch), erging es den Franzosen, Holländern und Engländern. Die Franzosen versuchten sich schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter Cartier in Kanada am Lorenzostrom anzusiedeln und fanden dabei von seiten der wilden Irokesenstämme nur freundschaftliches Entgegenkommen. Das rauhe Klima verscheuchte sie wieder auf einige Jahrzehnte, bis sich dann eine Gesellschaft von bretonischen Kaufleuten als Pelzhandelskompagnie konstituierte und so den Grund zu der später so berühmten Hudsonsbay-Company legte, die heute noch in der ganzen Dominion of Canada ihre Trapperstationen hat und noch immer aus der Pelzjagd viele Millionen zieht. Im Jahre 1603 trat der hugenottische Emigrant Samuel de Champlain an die Spitze dieses Unternehmens, versicherte sich alsbald der Unterstützung der französischen Regierung und machte allmählich aus der bloßen Handelsniederlassung eine französische Kronkolonie, die einen Teil des Landes als Eigentum Frankreichs beanspruchte. Um das durchzusetzen, mengten sich die Franzosen, die sich bisher allen Indianern gegenüber neutral verhalten

hatten, in die indianischen Stammesfehden und verbündeten sich mit den von den Irokesen arg bedrängten Huronen- und Algonkinvölkern gegen die „fünf Nationen Hiawathas“. Im Jahre 1609 kam es am Champlainsee zu einer furchtbaren Schlacht, in der die Irokesen es nicht allein mit einem numerisch weit stärkeren, sondern obendrein noch von Europäern und europäischen Waffen unterstützten Feinde zu tun hatten. Sie wurden besiegt, aber nicht niedergerungen, und an den Franzosen rächte es sich später bitter, daß sie aus Hersch- und Ländergier, statt unter den Indianern einen dauernden Frieden zu vermitteln, Partei ergriffen hatten. Sie zogen sich die unversöhnliche Feindschaft der Irokesen zu, die sich bald als ein nicht zu unterschätzender Gegner erwies. Als nämlich die Franzosen in den Engländern europäische Konkurrenten erhielten, wandten die Irokesen diesen instinktiv ihr Wohlwollen zu und förderten sie, wie sie konnten. Von den Engländern mit europäischen Waffen ausgestattet, wurden sie alsbald furchtbare Feinde der französischen Kanadier und sind in der Folge, als die Entscheidungskämpfe zwischen Franzosen und Engländern um den Besitz Nordamerikas begannen, die wertvollsten Verbündeten der letzteren gewesen. Dabei vermochten die Franzosen nicht einmal die ihnen befreundeten Indianervölker vor der Wut der fünf Nationen zu schützen. Sie sandten ihnen Missionäre und Waffen, mußten aber im übrigen lange froh sein, wenn sie sich in ihren eigenen festen Plätzen in Quebec und Montreal behaupten konnten. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts befand sich das schon dicht von französischen Einwanderern besiedelte Kanada noch in Defensiv gegenüber den von den Engländern unterstützten Irokesen, gegen deren Kampfesweise auch das europäische Militär mit seiner streng parademäßigen Lineartaktik nicht recht aufkommen konnte. Den franzosenfreundlichen Indianern — Huronen und Algonkins — blieb, obgleich sie an Zahl ihren Widersachern überlegen waren, nichts anderes übrig, als schließlich ihre Wohnsitze

preiszugeben. Die Lehren des Christentums von Frieden und Nächstenliebe, die diese „Wilden“ begierig einsogen, hatten sie nur wehrlos gemacht gegen einen kriegerischen und politisch höher organisierten Feind, der sich von den „Schwarzröcken“ nicht so leicht überreden ließ.

Die Holländer, die zuerst die atlantische Küste besiedelten, und dann die Engländer, die sie bald ablösten, vertrugen sich anfangs mit den Irokesen und auch mit den anderen Indianern viel besser. Insbesondere gilt dies von den Quäkern, welche den Staat Pennsylvanien gründeten, dessen Territorium ihnen im Jahre 1682 vom Delawarenhäuptling *Tamend* in friedlicher Uebereinkunft abgetreten wurde. Ein sehr gutes Verhältnis zu den Indianern fanden auch die adeligen englischen Ansiedler der von Sir Walter Raleigh begründeten südlichen Kolonien, insbesondere in Karolina und Georgia. Um das Jahr 1620 wurde dort das europäisch-indianische Einvernehmen dadurch besiegelt, daß ein englischer Kapitän die schöne indianische Häuptlingstochter *Pokahontas* heiratete, deren feines und edles Wesen dann in London das Entzücken der britischen Ladies erregte.

Das 17. Jahrhundert.

Während des 17. Jahrhunderts und selbst noch im Beginn des 18. Jahrhunderts gab es zwischen den europäischen Ansiedlungen im Osten der heutigen Vereinigten Staaten und den Indianern nur wenig Reibungen. Die Europäer hatten bloß einen mehr oder minder breiten Küstensaum längs des Meeres inne und die Indianer gaben ihnen dort gerne Raum. Blieben ihnen doch die unermesslichen Jagdgründe im Landinnern, die bisher kaum je eines Weißen Fuß betreten hatte. So vertrugen sich denn die Rothhäute mit den Ansiedlern um so besser, je willkommener ihnen die Handels- und Tauschbeziehungen mit jenen waren. Nun hatte die europäische Kolonisation na-

türlich die Tendenz, allmählich in das Innere vorzudringen, und je mehr Einwanderer aus Europa herüberkamen, desto unersättlicher wurde der Landhunger der Weißen, desto schamloser auch der Landraub, der kein noch so offenkundiges Besitzrecht der Indianerstämme respektierte. Nun wäre trotz des Wachstums der Ansprüche das Landbedürfnis der Ansiedler im besten Einvernehmen mit den Indianern zu befriedigen gewesen, und zwar einerseits durch Verträge und billigen Kauf, andererseits durch eine systematische Einverleibung der Eingeborenen in den europäischen Kulturkreis. Wenn man diese, die ohnedies bereits Ackerbauer waren, dazu brachte, die Landwirtschaft intensiver zu betreiben, so bedurften sie zu ihrem Lebensunterhalt nicht mehr so unermesslicher Räume, ihre Kopfszahl war so gering, daß sie als europäisch zivilisierte Bauern auf einem Areal in der Größe von Deutschland nicht bloß volle Befriedigung aller Lebensbedürfnisse gefunden hätten, sondern auch noch reichlich Gelegenheit, ihrer eingewurzelten Leidenschaft für die Jagd zu frönen. Nun waren, wie sich sehr leicht nachweisen läßt, die Indianer zweifellos durchaus geneigt, sich der europäischen Zivilisation zu unterwerfen, und es ist eine offenkundige Geschichtsfälschung, wenn man behauptet, daß sie sich den europäischen Einflüssen unzugänglich zeigten. Den christlichen Missionären, die man ihnen sandte, haben sie nie ein Haar gekrümmt, die Händler, die bei ihnen europäische Erzeugnisse gegen Tierfelle eintauschten, waren ihres Schutzes unbedingt sicher. Nur dort, wo die europäische Kolonisation einen gewalttätigen Charakter hatte, stieß sie auf den Widerstand der Indianer, während sie dort, wo sie auf eine friedliche Durchdringung des Kontinents ausging, unbedingt auf ihre Freundschaft und auf ihr Entgegenkommen zählen konnte. Das läßt sich genau feststellen, weil diese beiden Methoden der Kolonisierung auf getrennten Bahnen dem Ziel zustrebten. Die frommen Quäker von Pennsylvanien, die nicht bloß tüchtige Farmer, sondern auch geriebene Händler waren, ver-

standen es, Boden zu gewinnen und bis tief ins Innere einzudringen, ohne die indianischen Interessen zu verletzen. Sie lebten mit ihren roten Nachbarn — den Delawaren, Mohikanern und Mergansetts — im besten Einvernehmen und fuhren sehr wohl dabei. Sie waren nicht nur ihres Vortheiles, sondern auch ihrer Skalpe sicher.

Die Virginischen Hinterwäldler.

Ähnlich war es auch im Süden — in Karolina und Georgia — den Ländern, in denen der europäische Bodenerwerb die Formen des feudalen Großgrundbesitzes angenommen hatte. Dagegen war in den mittleren Gebieten des atlantischen Küstenlandes eine ganz andere Art von europäischen Kolonisatoren tätig, die den Indianern gegenüber eine wesentlich verschiedene Haltung beobachtete. Es waren dies die sogenannten virginischen Hinterwäldler, deren Ansiedlungen sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts quer über das Alleghanygebirge nach Westen vorschoben. Zumeist irische und schottische Sektierer (Konvenanter) — übrigens auch stark mit deutschen Auswanderern gemengt — waren auch sie fromme Christen und fleißige Bibelleser, hielten es aber sehr mit dem Alten Testament, dessen greuelhafte Kriegsszenen sie ihrem Gemüt tief einprägten. Auge um Auge, Zahn um Zahn“ galt es bei ihnen. Ein wilder Sinn und ein heftiger Trieb zur Gewalttätigkeit gedieh in ihren rauhen Seelen. Zur Rücksichtslosigkeit gesellte sich bei einzelnen die Abenteuerlust. Sie hatten auch manch treffliche Eigenschaften, die sie zu einer kolonialisatorischen Pionierarbeit sehr befähigten, hielten in Not und Gefahr getreulich zusammen, schätzten ihre Frauen sehr hoch und es gab in ihren von Pallisaden umzäunten Dörfern nicht nur einen starken Gemeingeist, sondern auch einen gewissen Kommunismus. Den Indianern gegenüber aber glaubten sie sich zu allem berechtigt und nahmen diesen so viel Land weg, als ihnen gefiel, ohne sich um ein Einvernehmen mit den Eingeborenen im mindesten zu kümmern. Das ganze

Gebiet vom Ostabhang der Alleghanies bis zum Mississippi bedeckte damals ein ungeheurer, nur selten durch Lichtungen oder Prärien unterbrochener Urwald, durch den kaum ein Sonnenstrahl dringen konnte.

Kämpfe.

Durch dieses unwegsame Gebiet schoben sich die virginischen Ansiedler Schritt für Schritt nach Westen, in harter Arbeit den Wald rodend und in Ackerland umwandelnd. Rauh wie ihr Werk war auch ihr Leben, das sich in vieler Hinsicht dem der benachbarten Indianer anpaßte. Auch von den kommunistischen Einrichtungen der indianischen Stammesverfassung nahmen sie manches an, aber besonders in ihrem Aeußeren suchten sie den sonst gehaßten und verachteten Rothhäuten ähnlich zu werden. Der Schnitt der unserer Jugend von zahlreichen Illustrationen her bekannten hinterwäldlerischen oder Trapperkleidung ist ganz dem der indianischen entlehnt. Auch sie trugen Mokassins und Leggings, dazu mit Trödeln und Fransen besetzte Wollhemden, im Gürtel das Pulverhorn und die Art. Fleißigere Ackerbauer als die Indianer, waren sie ebenso gewaltige Jäger wie diese. Einzelne von ihnen, die, wie der berühmte Eroberer von Kentucky, Daniel Boone, als Pfadfinder für die anderen allein oder in Gesellschaft kühner Gefährten auf eigene Faust die Wildnisse durchstreiften, waren den Indianern in allen Listen der Jagd und des Waldkrieges ebenbürtig und manchesmal sogar überlegen, so daß sie sich einen gefürchteten Namen machten. Auch die mehr seßhaften Ansiedler waren rauhe Waldmenschen, die mit den Rothhäuten Händel suchten, ihnen gegenüber keine Rücksicht kannten und das Skalpiereu ebenfogut verstanden wie ihre Gegner. Freilich waren sie den gewandteren Indianern dort, wo diese durch Vermittlung der pennsylvanischen Händler europäische Waffen besaßen, nicht gewachsen. Sie konnten sich meist der wilden Krieger vom Shawnee- oder Lenapestamme nur dann erwehren,

wenn sie ihnen gegenüber in erdrückender Uebersahl auftraten. Das hinderte aber die frommen Hinterwäldler nicht, die Indianer durch rücksichtslosen Landraub immer wieder zu provozieren, und wenn diese dann schließlich in jäh erwachter Leidenschaft zum Angriff übergingen, dann gab es natürlich auf beiden Seiten greuelhafte Missetaten. Weil nun bei diesen die Hinterwäldler, falls sie nicht rasch eine starke Kriegsmacht zusammenziehen konnten, meist den kürzeren zogen, so galten dann natürlich immer die Indianer als die schrecklichen Barbaren, denen es nur um Mord, Plünderung und Zerstörung der Kultur zu tun sei. Als sich die Dinge an der Indianergrenze in den Alleghanies immer mehr zuspitzten und die Kämpfe einen immer heftigeren Charakter gewannen, mußte endlich im Jahre 1774 die englische Regierung eingreifen und der Statthalter von Virginien, Lord Dunmore, unternahm einen förmlichen Kriegszug gegen die Shawnee- und Miami-Indianer. An der Spitze der Shawneeindianer stand damals der Häuptling Cornstalk, ein Mann, der unter europäischen Verhältnissen gewiß ein bedeutender Feldherr geworden wäre. Auch seinem Charakter konnten die Weißen nur das Beste nachsagen und vergeblich sucht man an diesem Indianer auch nur einen Wesenszug, der barbarisch und gemein anmutete. Wenn irgend einer seiner Stammesgenossen, so war er es, der mit vollem Rechte sagen konnte: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen.“ In früheren Jahren hatte sich Cornstalk an Indianerkämpfen gegen die Weißen beteiligt, insbesondere auch an dem Aufstand des Ottawahäuptlings Pontiac, der im Jahre 1762 in Kanada stattfand und sich nicht eigentlich gegen die Weißen richtete, sondern gegen die Engländer zugunsten der Franzosen. Seither hatte Cornstalk Frieden gehalten, bis es im Anfang der Siebzigerjahre durch die Uebergriffe der virginischen Ansiedler den Shawnees unmöglich wurde, sich länger zu beherrschen. Man sendete zunächst reguläre Truppen gegen sie, aber die englischen Grenadiere und Hoch-

länder waren mit ihrer steifen, ungelentken Lineartattif den Listen Cornstalks nicht gewachsen. Die Soldaten erlitten schwere Niederlagen und es mußten die hinterwäldlerischen Bürgermilizen ausrücken, um der Indianer Herr zu werden. Ihre Aktion begann mit zügellosen Greuelthaten, die ganz Unschuldige trafen. Im westlichen Virginien lebten auch einige von ihrem Hauptstamm abgesplitterte Horden der Irokese, an deren Spitze der Häuptling Logan stand. Nach irokesischer Tradition war dieser ein Freund der englischen Ansiedler und nach der Schilderung aller Weißen, die mit ihm zu tun gehabt hatten, überdies ein ritterlicher — fast könnte man sagen edler — Mensch. Dabei allerdings auch ein sehr gefürchteter Krieger von riesenhafter Erscheinung, ein echter Irokese, vor dem aber bloß seine indianischen Rassengenossen algonkinischen Stammes zu zittern hatten. Als nun die Feindseligkeiten begannen, überfiel ein Trupp Hinterwäldler die Ansiedlung Logans, der damals gerade mit seinen Kriegern auf der Jagd war, und diese guten, bibellesenden und psalmsingenden Christen ermordeten alle Weiber und Kinder, die sich in dem Dorfe befanden. Logan verlor durch diese schreckliche Greuelthat seine ganze Familie und wurde natürlich nun Cornstalks eifrigster Verbündeter.

Schlacht am Kanawahflusse.

Nach manchen Hin- und Herzügen kam es zwischen den Hinterwäldlern Lord Dunmores und den Shawnees unter Cornstalk am Kanawahflusse zu einer förmlichen Schlacht. Das Heer der Hinterwäldler zählte 1200 Mann, die Indianer waren etwas über 1000 Mann stark. Trotz ihrer Uebermacht, die nach ihren schlimmen Erfahrungen nicht ganz zureichend war, hielten sich die Hinterwäldler in Defensiv und es gelang ihren zerstreuten Schützen- schwärmen, den Angriff der Indianer abzuwehren; auch ein Versuch Cornstalks, ihren Flügel zu umfassen, mißlang. Die Indianer zogen sich in ein dichtes Gehölz zurück und die

siegreichen Hinterwäldler, die bisher 75 Tote und 140 Verwundete verloren hatten, machten keinen Gegenangriff mehr. Die Verluste der Indianer waren viel geringer als die der Weißen, aber die indianische Kriegsführung scheut große Blutopfer, denn ein Indianerstamm besteht nur aus wenigen tausend Menschen und es steht ihm daher das Leben seiner Männer höher als der Siegeslorbeer. Deshalb hatte sich Cornstalk entschließen müssen, auf den Sieg, den er bei der verhältnismäßigen Ungeschicklichkeit und geringen Disziplin seiner Gegner doch erringen hätte können, zu verzichten und das Treffen unentschieden zu lassen. Unter dem Schutze der Nacht zogen sich dann die Indianer zurück und die Weißen waren schließlich froh, ihre furchtbaren Feinde nicht ihrerseits angreifen zu müssen. Doch der „Krieg“ nahm noch einige Zeit seinen Fortgang, aber schließlich suchten die Indianer, denen es wegen der Schwierigkeiten der Verpflegung nicht möglich ist, lange auf dem Kriegspfad zu bleiben, um Frieden an.

Eine Rede.

An den Friedensverhandlungen beteiligten sich alle Häuptlinge, mit Ausnahme Logans, dessen Groll sich nicht legen mochte. Lord Dunmore sandte einen Vermittler und an diesen hielt der wilde Trofese eine Rede, die in ihrem ganzen Wortlaut erhalten ist und ein wertvolles Zeugnis dafür bietet, wie unrecht man den Indianern tut, wenn man ihnen die Greuel in die Schuhe schiebt, welche die weißen Kolonisatoren teils selbst verübten, teils heraufbeschworen. Sie lautete folgendermaßen: „Ich fordere jeden Weißen auf, zu sagen, ob er jemals Logans Hütte hungrig betrat und Logan ihm nicht zu essen gab; ob er jemals frierend und nackt kam und Logan ihn nicht kleidete? Während des letzten langen und blutigen Krieges blieb Logan untätig in seinem Lager als ein Anwalt des Friedens. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Lands-

leute mit dem Finger auf mich wiesen, wenn ich vorüberging, und sagten: ‚Logan ist der Freund der Weißen!‘ Ich hätte auch fernerhin zu euch gehalten, wenn nicht die Schandtaten eines Mannes gewesen wären. Oberst Cresag ermordete im vergangenen Frühling kaltblütig und ohne Veranlassung alle Verwandten Logans und schonte nicht einmal meine Weiber und Kinder. Nicht ein Tropfen meines Blutes fließt in den Adern irgendeines lebenden Wesens. Das forderte von mir Rache. Ich habe sie gesucht. Ich habe viele getötet. Ich habe meinen Rachedurst voll gestillt. Für mein Volk freue ich mich über das Licht des Friedens, aber glaubt nur ja nicht, daß dies die Freude der Furcht sei. Logan hat niemals Furcht verspürt. Er will nicht seine Gesinnung ändern, um sein Leben zu retten. Wer ist denn noch da, der um Logan trauern kann? Niemand!“

Ermordung Cornstalks.

Dennoch hat der indianische Rache in der Folgezeit leidlich Frieden gehalten und sogar einigen Weißen Wohltaten erwiesen. So bewahrte er den berühmten Pfadfinder und Waldläufer Simon Kenton vor Marter und Tod. Während eines Brantweingelages fand er bei einem Kaufhandel durch die Hand eines anderen Indianers sein Ende. Cornstalk dagegen wurde ein Opfer feigen Verrates von seiten der Weißen. Zu Anfang 1777 kam er zu der Besetzung der Grenzfestung Point Pleasant, um zu erklären, daß er bestrebt sein werde, den Frieden zu halten, aber gegen die wiedererfachte Kriegslust seines Stammes auf die Dauer nicht aufkommen könne. Man möge es ihm nicht übelnehmen, wenn er, im Fall es doch zu Feindseligkeiten komme, seine Pflicht gegenüber seinen Landsleuten doch über seine Friedensliebe stelle. Die Weißen dachten bei weitem nicht so ritterlich, wie der Indianerhäuptling und nahmen ihn samt seinem Sohne, der ihn begleitet hatte, fest. Während sie so im Fort als Geiseln zurückgehalten

wurden, töteten die Shawnees in der Nähe einen Reiter, worauf dessen Kameraden in blinder Wut unter Führung eines Hauptmannes in das Fort stürzten, um die Geiseln umzubringen. Cornstalk wußte sofort, was los sei. Mit unerschütterlicher Miene ermahnte er seinen Sohn, keine Furcht zu hegen, denn es sei der Wille Manitus, daß sie nun gemeinsam sterben sollten. Als dann die Mörder in das Zimmer drangen, erhob er sich ruhig, um ihnen entgegenzugehen, und stürzte dann, von einigen Kugeln durchbohrt, ohne einen Laut tot zu Boden. Sein Sohn und seine Begleiter wurden ebenfalls hingschlachtet.

Neue Kämpfe.

Während des amerikanischen Freiheitskrieges verhielten sich die meisten Indianerstämme des Ohiogebietes neutral und nur die nördlichen unter dem Einflusse der Irokesen stehenden ließen sich von den Engländern aufheizen. Die Engländer waren gewissenlos genug, die ihnen ergebenden Indianer zu Greuelthaten aufzustacheln, und bezahlten jeden Skalp, den sie brachten. Aber die Amerikaner ließen es an Greueln ebensowenig fehlen und diese richteten sich, wie immer bisher, gegen ganz Unschuldige. Im Ohiogebiete gab es ein paar Indianerdörfer, deren Bewohner — zumeist Delawaren — von Mährischen Brüdern nicht nur zum Christentum, sondern sogar zum friedlichen, frommen Leben der Quäker bekehrt worden waren. Diese „morawischen“ Indianer waren fleißige Ackerbauer, enthielten sich aller geistigen Getränke und hatten sich aller Waffen entledigt, weil die Missionäre sie gelehrt hatten, daß das Blutvergießen unchristlich sei und daß man seinen Nächsten lieben müsse. Ueber diese wehrlosen Menschen fiel nun eines Tages ein Haufe von Hinterwäldlern her und schlachtete sie ab wie Kälber — samt ihren Weibern und Kindern. Im Namen des Christentums und der europäischen Besitzung.

Die Vergeltung für diese Missethat blieb nun freilich nicht aus. Eine Abtheilung von 500 virginischen Milizen, unter denen sich fast sämtliche Mörder der Mährischen Brüder befanden, wurde kurz darauf von nicht viel mehr als 300 Delawaren und Shawnees, denen sich auch einige englische Emiffäre angeschlossen hatten, in schmachlicher Weise in die Flucht geschlagen und alle, welche den Indianern in die Hände fielen, wurden umgebracht. Ihr Führer Oberst Crawford starb den schrecklichen Tod am Marterpfahl.

Nachdem im Frieden von Versailles die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von England anerkannt worden war, befestigten sich in den von Virginien aus besiedelten Gebieten am Ohiofluß, in Kentucky und Tennessee allmählich die Verhältnisse und aus den rauhen Hinterwäldlern wurden mehr und mehr friedliche Farmer. Es währte aber lange, bis es gelungen war, den Widerstand der Indianer, insbesondere der nun weiter nach Westen gedrängten Shawnees und der diesen nahe verwandten Miamis, zu brechen. In den Jahren 1790 und 1791 erlitten amerikanische Generale, die mit regulärem Militär in das noch freie Indianergebiet einrückten, am Wabashflusse durch die Miamis empfindliche Schlappen und erst im Jahre 1794 gelang es dem General Wayne, die Autorität des Weißen Hauses von Washington über die Indianer durch einen Sieg wiederherzustellen.

Tecumseh.

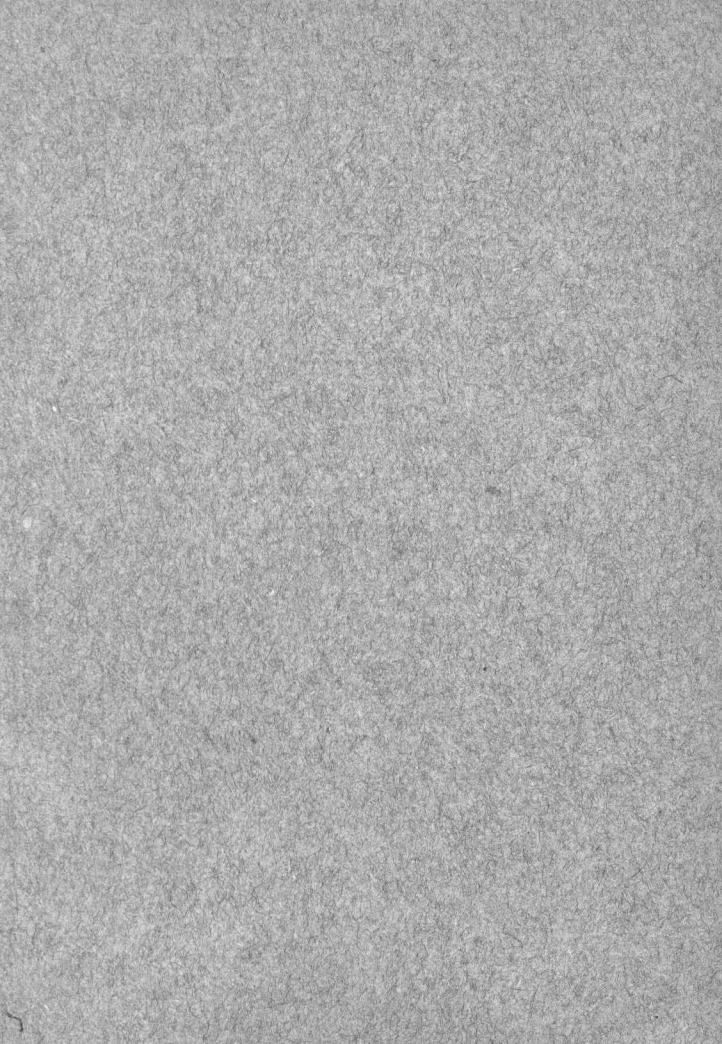
Als die Amerikaner ihren Freiheitskrieg gegen das englische Mutterland glücklich durchgeführt hatten und auch innen freie Hand bekamen, ging es mit der Freiheit und Unabhängigkeit der Indianer völlig bergab. Sie hatten schon in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts erkannt, daß sie von den weißen Freiheitshelden nur Knechtung und Unterdrückung zu erwarten haben, und daher die Engländer gegen die Amerikaner unterstützt. Diese wieder hatten sich die Hilfe der Rothhäute sehr gerne gefallen lassen und

die barbarische indianische Kriegsführung mit Skalpierung des Gegners und mit Marterpfahl war den hochzivilisierten, mit Humanitätsideen vollgepfropften Christen Großbritanniens gerade willkommen gewesen. Wußten sie doch auch, daß anderseits ihre christlichen Stammverwandten in den Urwäldern jenseits des Ozeans mit Skalpmesser und Marterpfahl ebensogut umzugehen wissen wie die Indianer und sich, trotz fleißiger Bibellektüre, in dieser Hinsicht den Sitten der roten Heiden gerne anpassen. Ganz leicht geben sich die Indianer nun nicht den Anordnungen der Männer vom „Weißen Hause“ in Washington Preis und gelegentlich fanden bei ihnen englische Emiffäre, die sie gegen die Yankees aufhezten, ein williges Ohr. Mehr aber noch als englische Emiffäre und englisches Geld vermochte über sie gewaltige Beredsamkeit und glühende Freiheitsliebe des großen Shawneehäuptlings Tecumseh, dem es etwa um das Jahr 1808 gelang, eine enge politische Verbindung fast aller Indianerstämme zwischen Tennessee, den Alleghanies und den großen Seen herzustellen und die Vorbereitungen für einen Freiheitskrieg größten Stils zu treffen. Man müßte die Persönlichkeit des Indianers Tecumseh, wenn sie nicht in die dürftigen barbarischen Verhältnisse seines Volkes gebannt geblieben wäre, mit den bedeutendsten Männern der europäischen Geschichte, mit den größten Volksführern und Staatsmännern vergleichen. Die Yankees haben das auch empfunden und in ihren Geschichtsbüchern wird der Name ihres Todfeindes mit großem Respekt genannt. Es war ein schwerer und überaus blutiger Krieg, den das Genie und die Tapferkeit Tecumsehs den „Langmessern“ anzündete. Trotz der Uebermacht ihrer Heere, trotz ihrer Kanonen und der besseren Bewaffnung konnten die Amerikaner lange nichts gegen die aufständischen Rothhäute ausrichten, bis es ihnen endlich im Jahre 1813 bei Tippecanoe gelang, einen entscheidenden Sieg über die Shawnees davonzutragen. Tecumseh selbst fiel in der Schlacht.

Das Leiden der Indianer.

Die Widerstandskraft der meisten östlich des Mississippi hausenden Indianerstämme war nach dieser Niederlage gebrochen und die Amerikaner erwiesen sich keineswegs als gnädige Sieger. Es begann nun die gewaltsame und rücksichtslose Verdrängung der Indianer aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen und ihre Einpferchung in den sogenannten Reservationen. Es wurden nämlich menschenleere Landstrecken jenseits des Mississippi — natürlich solche von geringer Fruchtbarkeit — als Indianergebiete erklärt und die Indianer wurden gewaltsam, wenn auch meist unter Aufrechthaltung ihrer Stammesverbände, dorthin gebracht. Manche Völker zogen es allerdings vor, unterzugehen, wie die Seminolen in Florida, die ihre Wohnsitze sechs Jahre lang mit heroischer und schier übermenschlicher Tapferkeit verteidigten und, obgleich nur ein kleines Häuflein, den gegen sie ausgesandten Unionstruppen unglaublich viel zu schaffen machten. Erst mit ihrer fast völligen Vernichtung war ihr Widerstand gebrochen und es waren nur mehr ein paar Duzend Menschen, die man aus Florida weg-schleppen konnte. Die Stämme, die diesseits des Mississippi verbleiben wollten, mußten sich mit ganz kleinen Reservationen bequemen, auf denen sie bei intensivem Ackerbau, unter fast völligem Verzicht auf die Jagd, ihren Unterhalt gewinnen konnten. Dabei gewährte man den Stämmen nicht einmal die Selbstverwaltung, sondern stellte sie unter die Vormundschaft schurkischer Agenten, die ihre Pflegebefohlenen schrecklich ausbeuteten, durch Lieferung schlechter Waren für teures Geld auswucherten und durch Branntwein völlig korrumpierten. Unter den Weißen, die diese Dinge nur ganz oberflächlich sahen, hieß es dann, daß man mit den Indianern eben nichts machen könne und daß diese von Natur aus wilden Menschen unfähig seien, die europäische Zivilisation anzunehmen. Nur ihre Laster seien ihnen zugänglich, aber nicht ihre Tugenden und deshalb seien sie rettungslos dem Untergang geweiht.

Wie durch und durch verlogen diese Behauptung ist, läßt sich durch nichts drastischer erweisen als durch den Zustand, in dem sich heute die Irokesen befinden. Dieses wildeste, kriegslustigste und grausamste aller Indianervölker, das aber auch mit einem bewunderungswürdigen politischen Instinkt begabt war, hat sich merkwürdigerweise als das zivilisationsfähigste von allen erwiesen und steht heute nicht nur auf einem hohen kulturellen, sondern auch auf einem ebenso hohen geistigen und sittlichen Niveau. Es zeigt sich da, wie wenig die Wildheiten und Barbareien der Indianer angeborene Rasseigentümlichkeiten sind und wie der Charakter des Menschen immer ein Produkt der Verhältnisse ist, die seine Lebensweise bestimmen. Die Enkel der allerwildesten indianischen Krieger sind heute nicht bloß behäbige Farmer und Sägemüller, sondern es gibt unter ihnen auch Gelehrte, Philosophen, Ärzte und Theologen. Gerade ihre ursprüngliche Wildheit hat es ermöglicht, daß man heute nicht sagen kann, die Irokesen seien unfähig für die europäische Zivilisation. Denn da man dieses Volk einst wegen seiner kriegerischen Eigenschaften sehr fürchtete, so war man sehr froh, als es die Neigung bekundete, sich zu europäisieren, und insbesondere die Engländer in Kanada kamen den Anpassungsbestrebungen der Irokesen da sehr entgegen. Man verbürgte ihnen reichlichen Landbesitz, schuf für sie eigene Bank- und Kreditinstitute, ließ ihnen ihre eigene Verwaltung und Stammesverfassung und alle ihre nationalen Institutionen. Noch heute sind die Irokesen so organisiert wie zur Zeit Hiawathas, haben ihre eigenen Rathäuser nach dem Muster des Langes Hauses in der alten Irokesenhauptstadt Hochelaga, noch heute haben sie auch kommunistische Einrichtungen und die mutterrechtliche Frauenherrschaft. Dabei sind sie dem europäischen Leben vollständig angepaßt und sind wirkliche Kulturmenschen geworden, ohne daß sie aufgehört hätten, Irokesen zu sein.



UB WIEN



+AM88820508

Die junge Welt

„Die junge Welt“ — so wollen wir eine Sammlung von Bändchen nennen, die bei aller Wohlfeilheit doch reiche Sonne und Wärme in die Herzen ihrer Leser tragen sollen. Was der Herausgeber erstrebt, ist dies: dem Proletariat und vor allem der Arbeiterjugend in den festlichen Stunden der Muße

die Freude am Leben und den Willen zur Tat zu kräftigen und zu läutern und in jedem Genieser der Sammlung den sozialistischen Gedanken zu einem immer wirkenden Erlebnis zu erhöhen.

Es erscheinen vorläufig folgende Bändchen:

1. **Soziale Balladen**
Gesammelt von Josef Luitpold Stern
2. **Soziales Wandern**
Von Max Winter
3. **Friedrich Schiller**
Von Engelbert Bernerstorfer
4. **Die Indianer**
Von Hugo Schulz
5. **Flieger**
Von Ingenieur Tanus
6. **Mädchenbuch**
Zusammengestellt von Adelheid Papp

Jedes Bändchen umfaßt 32 bis 48 Seiten und kostet kartoniert 20 oder 30 Heller.

Wir glauben mit diesem Unternehmen etwas zu bieten, wonach sich vielleicht Tausende Arbeiter und Arbeiterinnen heimlich sehnen: eine Bibliothek, die ganz erfüllt ist von der Schönheit und Weite der neuen Weltidee.

Der Verlag:

Der Herausgeber:

Wiener Volksbuchhandlung. Josef Luitpold Stern.

